

Erna Appelt, Brigitte Aulenbacher u. Angelika Wetterer Hg., **Gesellschaft. Feministische Krisendiagnosen** (= Forum Frauen- und Geschlechterforschung. Schriftenreihe der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie 37), Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot 2013, 268 S., EUR 27,90, ISBN 978-3-89691-237-4.

In jüngster Zeit fand eine intensivierete Auseinandersetzung mit Krisen statt: Die Sozial- und Politikwissenschaften wie auch die Kulturwissenschaften setzten sich mit dem Phänomen auseinander, dies nicht zuletzt vor dem Hintergrund der Finanz- und Wirtschaftskrise, der Krise des Sozialstaates oder der Energie- und Wasserkrise, um nur einige Beispiele der gegenwärtig verhandelten Krisen zu nennen. Einzelne Forschungs-

167

arbeiten weisen dabei darauf hin, dass Krisen immer eine Geschlechterdimension haben und nicht unabhängig von einer spezifischen Geschlechterordnung gedacht werden können.¹ Im Mainstream der sozial- und politikwissenschaftlichen Krisendiagnostik haben sich solche Ansätze indes nicht durchgesetzt. Die Herausgeberinnen des vorliegenden Sammelbandes zielen denn auch darauf ab, aus feministischer Perspektive in die dominierende sozial- und politikwissenschaftliche Deutungshoheit von Krisen zu intervenieren.

Die im Sammelband präsentierten feministischen Krisendiagnosen sind in vier Teile gruppiert. Der erste fokussiert auf Krisendiagnosen von „gesellschaftlichen Naturverhältnissen“, wobei sich die Beiträge primär mit ökologischen Krisen auseinandersetzen und aufzeigen, wie „die Vergesellschaftung von Natur in mehrfacher Weise mit Geschlechterherrschaft verbunden ist“ (9). Einer dekonstruktivistischen Perspektive folgend nehmen die Texte hegemoniale Diskurse in den Blick und decken deren inhärente Widersprüche auf (Elvira Scheich, Vandana Shiva). So zeigen die Autorinnen auf, dass in Konzepten wie ‚Natur‘, ‚Entwicklung‘ oder ‚Wachstum‘ – auf die Debatten zur ökologischen Krise regelmäßig Bezug nehmen – spezifische Herrschaftsverhältnisse eingelassen sind. Da diese kaum kritisch reflektiert werden, laufen auch Ansätze einer jüngst propagierten *Green Economy* Gefahr, Ungleichheitsverhältnisse zwischen den Geschlechtern zu verstärken wie auch das Nord-Süd-Gefälle zu vergrößern (Beate Littig).

Der zweite Teil widmet sich dem Verhältnis von „Lebenssorge und Ökonomie“ und thematisiert, welche ‚sorgenden Tätigkeiten‘ erbracht sein müssen, damit ein kapitalistisches Gesellschaftssystem überhaupt funktioniert und was es für Gruppen unterschiedlicher geschlechts-, klassen- oder ethnischer Zugehörigkeit bedeutet, wenn diese Tätigkeiten zunehmend ökonomisiert werden. Einer historischen Genealogie folgend werden historische Weichenstellungen untersucht, die als Ausgangspunkt gegenwärtiger Problemlagen bedeutsam erscheinen. So stimmen die Autorinnen des zweiten Teils überein, dass sich die Krise der Reproduktion im Neoliberalismus verschärfte (Cornelia Klinger, Brigitte Aulenbacher, Birgit Riegraf). Cornelia Klinger zeigt auf, dass „grundätzliche Konstruktionsfehler“ (94) des herrschenden Systems bereits in der Sattelzeit der Moderne angelegt wurden. Um Probleme der sozialen Gerechtigkeit neu zu denken, gilt es nach Klinger, konstitutive Elemente der Moderne zu hinterfragen, so die Trennung einer öffentlichen und privaten Sphäre wie auch die Unterscheidung von produktiver und unproduktiver Arbeit mit ihren je geschlechtsspezifischen Implikationen.

Im dritten Teil wird die Transformation von „Öffentlichkeit und Privatheit“ in den Blick genommen und die Frage aufgeworfen, wie sich Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern, aber auch anderen sozialen Gruppen in der Entwicklung einer Demokratie hin zu einer Postdemokratie verändern. Der Ansatz, Widersprüche in herrschen-

¹ Vgl. dazu einzelne Beiträge in Thomas Mergel Hg., *Krisen verstehen. Historische und kulturwissenschaftliche Annäherungen*, Frankfurt a. M./New York 2012.

den Diskursen aufzudecken, wird auch in diesem dritten Teil überzeugend angewendet (Max Preglau, Birgit Sauer, Ursula Birsl/Claudia Derichs). So weist Birgit Sauer auf die Koexistenz von politischer Gleichheit und sozialer Ungleichheit als ein spezifisches Konstituens liberaler Demokratie hin. Diese Widersprüchlichkeit im System der liberalen Demokratie tritt umso offensichtlicher zutage, wenn sich die ökonomischen Ungleichheiten verschärfen. Sauer argumentiert, dass formale Rechte durch soziale Rechte ergänzt werden müssen, soll eine substanzielle Gleichstellung der Geschlechter durchgesetzt werden.

Im vierten Teil „Normierungen und Ideologien“ umreißen die Beiträge Facetten einer feministischen und heteronormativitätskritischen Krisendiagnose. Aus dekonstruktivistischer Perspektive (Ilse Lenz, Sabine Hark/Mike Laufenberg) und mit Rückgriff auf Bourdieus Überlegungen zu symbolischer Gewalt und männlicher Herrschaft (Angelika Wetterer) decken die AutorInnen Paradoxien in der Geschlechterordnung auf, die als charakteristisch für das postfordistische Zeitalter gelten können. So argumentieren Hark und Laufenberg, dass der „partielle Einschluss *bestimmter* homosexueller Subjekte und Lebensweisen in heterosexuelle Arrangements“ (233) nicht bedeutet, dass Homonormativität zur Signatur einer postfordistischen Ära geworden ist. Vielmehr gehen sie von einer Heteronormalisierung nicht-heterosexueller Lebensformen aus, was letztlich zu einer Stabilisierung heteronormativer Geschlechterordnung führt. Die Diskrepanzen zwischen Diskurs und Praxis thematisiert schließlich auch Angelika Wetterer. Auf der Ebene der Diskurse war die feministische Kritik erfolgreich, so ist Gleichberechtigung in Mittelschichten heute zu einem hegemonialen Bezugspunkt geworden. In der Praxis aber „beherrschen inkorporierte Routinen und stereotype Geschlechterbilder“ (259) weiterhin das Feld.

Die hier versammelten Aufsätze überzeugen in ihrer analytischen Schärfe: Verschiedene Beiträge decken Problemlagen und inhärente Widersprüche der global-marktwirtschaftlich-neoliberal verfassten Gesellschaft so präzise auf, dass sie nicht nur als Intervention in den politik- und sozialwissenschaftlichen Krisendiskurs zu verstehen sind, sondern auch als eigentliche Schlüsselbeiträge der feministischen Theoriebildung und feministischen Gesellschaftskritik. Dabei wurde mit der Wahl der vier Bühnen ein weites Feld aufgespannt, das der Komplexität des Themas gerecht wird. Allerdings lässt sich die Frage, was den Kern von feministischen Krisendiagnosen ausmacht, nach der Lektüre des Sammelbandes nicht ohne Weiteres beantworten. Dies hängt damit zusammen, dass die Beiträge selbst nicht explizit Bezug nehmen auf die eingangs gestellte Frage, wie „feministische Krisendiagnosen aussehen könnten“ (7). So finden sich, abgesehen von kurzen Hinweisen in der Einleitung, keine Reflexionen zum Begriff der Krise und nur einzelne explizite Ausführungen, was den Dreh- und Angelpunkt von feministischen Krisendiagnosen im Unterschied zu anderen Krisendiagnosen ausmachen könnte. Die verschiedenen Texte miteinander in Beziehung zu setzen und die Gemeinsamkeiten der hier vorgestellten feministischen Krisendiagnosen herauszuschälen, stellt sich entsprechend als anspruchsvolles Unterfangen heraus. Dieser Problema-

tik begegnen die Herausgeberinnen in ihrer „Nachlese“, mit der sie den Sammelband einleiten. Dort präsentieren sie, was sie nach der Lektüre der versammelten Beiträge als das „Charakteristische feministischer Krisendiagnosen“ identifizieren. Charakteristika zeigen sich „in Perspektiven auf die gesellschaftliche Reproduktion, die Herrschaftsverhältnisse und soziale Ungleichheit“ (20). Mit dieser Interpretation präsentieren sie einen Ausgangspunkt, den feministische Wissenschaften in ihrer Auseinandersetzung mit Krisen nehmen können. Gleichzeitig scheint es unabdingbar, die Konturen feministischer Krisendiagnosen weiter zu schärfen, soll aus feministischer Perspektive einigermaßen lautstark in die herrschende Deutungshoheit von Krise interveniert werden. Schließlich drängt sich nach der Lektüre des Sammelbandes die Frage auf, wo denn der Fluchtpunkt der feministischen Krisendiagnose liegen könnte – wie also eine Gesellschaft aussehen könnte, welche die gegenwärtigen Krisen erfolgreich meisterte. Diese Frage haben die Herausgeberinnen in ihrer „Nachlese“ offen gelassen. Indes werden Ansätze eines feministischen Gesellschaftsentwurfs in verschiedenen Beiträgen angedacht. Pointiert hält Cornelia Klinger fest: „Damit die Krise [...] endlich einmal endet [...], bleibt kein anderer Weg offen als der, das Leben als Zweck, als Selbstzweck anzuerkennen“ (103). Wie weit eine global-marktwirtschaftlich-neoliberal verfasste Gesellschaft von diesem Ziel entfernt ist, machen feministische Krisendiagnosen, wie sie im vorliegenden Sammelband präsentiert sind, in aller Schärfe deutlich.

Sonja Matter, Bern